



HELGE WEICHMANN

Schandgold

ERNESTINE NACHTIGALL
GEHT AUF SCHATZSUCHE

HELGE WEICHMANN

Schandgold

WER ZU TIEF GRÄBT, WECKT DIE VERGANGENHEIT.

Eigentlich sollte Tinne als wissenschaftliche Beraterin einer TV-Produktion eine ruhige Kugel schieben. Doch dann wird sie wider Willen in einen neuen Fall verwickelt: Ein Rätselbrief beschreibt den Weg zum legendären Silberschatz der Stadt Oppenheim, zwölf Apostelfiguren, die in den Wirren des 30jährigen Krieges verloren gingen. Gemeinsam mit Elvis, dem dicken Lokalreporter, steigt Tinne ins mittelalterliche Kellerlabyrinth unter der Stadt. Plötzlich überschlagen sich die Ereignisse: Welches Geheimnis birgt die einbalsamierte Mumie, die in den Gängen gefunden wird? Warum verübt jemand einen Mordanschlag während eines Krimidiners? Und welches Ziel verfolgt eine Neonazi-Bande, die Tinne und Elvis ins Visier genommen hat?

Als alle Fäden in einer einzigen Nacht zusammenlaufen, müssen die beiden erkennen: Sie sind in Wirklichkeit einem weit größeren Schatz auf die Spur gekommen – einem Schatz, den es eigentlich gar nicht geben dürfte ...

© Susanne Reuber



Helge Weichmann, Jahrgang 1972, ist gebürtiger Pfälzer und lebt seit mehr als 25 Jahren in der Diaspora in Rheinhessen. Während seines Studiums jobbte der promovierte Kulturgeograph als Musiker und Kameramann, bevor er sich als Filmmacher selbstständig machte. Heute betreibt er eine Medienagentur, arbeitet als Moderator und hat sich mit Mainzer Krimis einen Namen gemacht. Seine Heimat trägt er jedoch immer im Herzen, deshalb reifte die Idee, der wunderschönen Region zwischen Neustadt und der französischen Grenze ein Buch zu widmen. Herausgekommen ist eine aberwitzige Mörderjagd mit »sagenhafter« Elkwetritsche-Unterstützung, bei der Kultur, gutes Essen und die berühmte Schlitzobrigkeit der Pfälzer nicht zu kurz kommen.

HELGE WEICHMANN

Schandgold

KRIMINALROMAN

GMEINER



Personen und Handlung sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt. Ebenso sind die genannten Firmen, Institutionen, Universitäten, Museen und Forschungseinrichtungen fiktiv oder, falls real existierend, in fiktivem Zusammenhang genutzt.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @GmeinerVerlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2014 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0

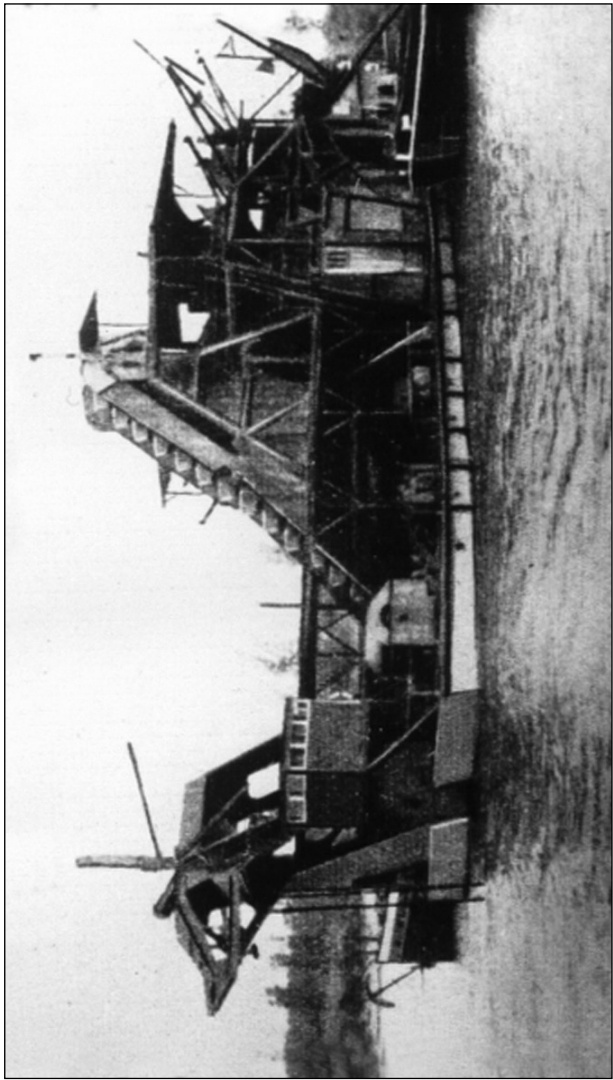
info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd

Herstellung: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © Helge Weichmann
ISBN 978-3-8392-4523-1



Schwimmbagger »Rheingold« (1939)

AUSZUG AUS DEM WIKIPEDIA-ARTIKEL ›OPPENHEIM‹

Außergewöhnlich ist das Oppenheimer Kellerlabyrinth unter der Altstadt. Auf wechselnden Höhenlagen verbinden unterirdische Gänge, Treppen und Räume die Häuser und Anlagen miteinander. Im Altstadtkern, rund um das Rathaus, sind insgesamt ca. 650 Meter Kellergänge touristisch erschlossen und weitgehend historisch erhalten. Der genaue Umfang der unterirdischen Gänge ist trotz umfangreicher Untersuchungen im Auftrag der Stadt noch immer nicht endgültig bekannt, beträgt aber mindestens 40 km.

PROLOG

Oppenheim, 19. Dezember 1631

Seltsamerweise roch Frieder den Rauch, bevor er das Feuer sah. Doch schon zeigten die übrigen Männer des Stadtrates, die sich auf dem Hof der Kirche Sankt Kathrinen versammelt hatten, auf den unheimlichen roten Schein am nächtlichen Horizont. Es schien, als würde der Himmel brennen, eine Szene wie aus dem Jüngsten Gericht. Die anderen starrten ebenso wie Frieder hilflos auf das gespenstische Schauspiel, der Bürgermeister stand hinter ihnen und bekreuzigte sich.

Neben den elf Ratsherren und dem Bürgermeister trafen immer mehr Menschen auf dem Kirchplatz ein. Als würde das Vertrauen auf Gottes Allmacht sie anziehen, erschienen Männer, Frauen und Kinder, viele schon im Nachtgewand, gegen die Dezemberkälte in Decken gehüllt. Die Männer trugen Fackeln bei sich, während ihre Frauen die Kinder zu beruhigen versuchten. Alle schauten scheu zu Helmward van der Heiden, dem Bürgermeister. War es nicht seine Aufgabe, in einer Situation wie dieser die richtigen Entscheidungen zu treffen?

Frieder atmete tief ein und dankte Gott, dem Herrn, aus ganzem Herzen. Denn in seiner unergründlichen Weisheit hatte der Herr vor vier Jahren entschieden, dass der Stadtrat Helmward zum Bürgermeister bestimmen sollte und nicht ihn, Frieder Strubel. Das hatte ihn damals zwar tief gekränkt, doch heute mochte er um nichts auf der Welt mit Helmward tauschen. Der rothaarige Mann wich Schritt für

Schritt zurück und sah hilflos aus, während die ängstlichen Oppenheimer ihn mit Fragen bestürmten. Ebenso wie die elf Stadträte trug der Bürgermeister grobe Hosen und eine eilig übergeworfene Joppe – für die sonst üblichen Stoffhosen und die Wämse hatte heute Abend die Zeit gefehlt. Der Krieg hatte die Stadt einmal mehr eingeholt.

Denn die Zeiten waren schwer und unruhig. Frieder lebte in den schlimmen Jahrzehnten, die die Menschen dereinst den 30-jährigen Krieg nennen würden, und in denen eine mittelgroße Stadt wie Oppenheim nichts als ein Spielball der Mächte war.

Begonnen hatte alles zur Zeit von Frieders Großvater vor mehr als 60 Jahren. Damals, 1565, hatte Kurfürst Friedrich III. in Oppenheim zwangsweise die Reformation eingeführt. Die seit jeher katholische Stadt war plötzlich protestantisch und der ehemalige Ketzerglaube damit zur Religion geworden. Nicht, dass sich die Menschen in der Stadt groß darum geschert hätten. Sie waren viel zu beschäftigt mit ihren täglichen Verrichtungen, mit dem Bestellen der Felder, dem Keltern von Wein, dem Handwerk und dem Verkauf auf dem Markt. Darüber hinaus war Oppenheim Sitz der kurpfälzischen Regionalverwaltung, sodass viele administrative Aufgaben erledigt werden mussten.

Doch der Bruch innerhalb der Kirche warf erneut seinen Schatten auf Oppenheim, als vor elf Jahren, 1620, spanische Soldaten einmarschierten. Die unfreiwillig reformierte Stadt wurde ebenso unfreiwillig zum Katholizismus rückbekehrt, Calvinisten und Lutheraner mussten fliehen, oft nur mit dem, was sie am Leib trugen. Die Truppen der katholischen Liga besetzten die Stadt und gebärdeten sich wie wilde Horden, sie tranken maßlos und zerrten die Frau-

enzimmer auf ihr Lager. Ein Jahr später zündete eine Handvoll betrunkenen spanischer Soldaten einen Färberbottich an. Was als böswilliger Scherz gemeint war, verursachte einen verheerenden Stadtbrand, die eng stehenden Fachwerkhäuser gingen innerhalb von Minuten in Flammen auf. Frieder hörte in seinen Albträumen immer noch die Schreie derjenigen, die als menschliche Fackeln durch die Türen getaumelt kamen oder bei lebendigem Leib in ihren Stuben verbrannten.

Heute, zehn Jahre später, waren die allermeisten Schäden beseitigt, sogar mit den spanischen Besatzern hatte man sich arrangiert. Doch nun drohte neues Unheil. Denn die fahrenden Händler brachten schlimme Neuigkeiten nach Oppenheim: Die Truppen des schwedischen Königs Gustav II. Adolf wüteten in den umliegenden Städten, sie brandschatzten, plünderten und mordeten, als wären sie keine Christenleute, sondern Barbaren. Selbst die Gotteshäuser waren vor ihnen nicht sicher, die Kirchenschätze wurden geraubt, die Gebäude in Brand gesteckt.

Die fremden Truppen hatten vor einer Woche auf der gegenüberliegenden Rheinseite Stellung bezogen, seit drei Tagen und Nächten kämpften die spanischen Soldaten dort gegen sie. Die Spanier hatten sich in die Sternschanze zurückgezogen, die Schweden Schützengräben ausgehoben. Ein mörderisches Kanonenfeuer schallte über den Fluss, Frieder glaubte sogar, das Klagen der Verwundeten und Sterbenden zu hören.

Heute Mittag war mit einem Mal eine fast übernatürliche Ruhe eingekehrt, die Kanonen schwiegen. Ganz Oppenheim hielt den Atem an. Die leise Hoffnung, dass die Truppen Gustav Adolfs aufgegeben haben könnten, zerstob allerdings am frühen Abend. Noch immer gellten die

Schreie der Weiber in Frieders Ohren, die durch die Gassen gerannt kamen:

»Die Schweden! Die Schweden kommen über den Rhein!«

Keine Stunde später kündeten der Feuerschein und der schwarze Rauch davon, dass die Soldaten ihr Vernichtungswerk in Oppenheim begonnen hatten. Gebrüll drang aus der Stadt nach oben zur Kirche, Holz zerbarst, Pferde wieherten angstvoll.

Frieder biss sich auf die Lippen, um sie am Zittern zu hindern. Er hatte bis zuletzt fast verzweifelt daran geglaubt, dass seine Heimatstadt von den Schweden verschont bleiben würde. Dass dieser schreckliche Krieg von heute auf morgen vorbei sein würde, dass die Truppen ihr Lager abbauen und in ihre ferne Heimat zurückreisen würden. Gebetet hatte er zur heiligen Katharina, jeden Tag eine Kerze in der Kirche angezündet. Alles erfolglos, die rot flackernden Wolken schienen ein höhnisches Zerrbild seiner Kerzen zu sein.

Da öffneten sich die Tore von Sankt Kathrinen. Pfarrer Ignatz schob seine schwere Gestalt hindurch, die schwarze Soutane des Gottesmannes verschmolz mit dem dunklen Hintergrund. Er trat einen Schritt auf Frieder zu.

»Komm, Frieder, komm schnell!« Seine hohe Stimme, die nicht recht zu dem massigen Körper passen wollte, kam kaum gegen den Lärm an. Doch Frieder nickte sofort, froh, den Kirchplatz verlassen zu können.

Im Inneren von Sankt Kathrinen herrschte Dunkelheit, Öllampen tupften gelbe Lichtkleckse in die Schwärze. In ihrem Schein konnte Frieder seinen Atem sehen, so kalt war die Luft im Kirchenschiff.

Die Kirche der Heiligen Katharina war der höchste Bau

der Stadt, ein wahrhaft gewaltiges Gotteshaus. In ihrer vielhundertjährigen Geschichte hatte die Kirche manche Erweiterung erfahren. Erst vor 30 Jahren, als Frieder noch ein kleines Kind gewesen war, hatte man den Vierungsturm und den Giebel des Querhauses vollendet, sodass Sankt Kathrinen endlich ihre ganze Pracht entfalten konnte.

»Hilf mir, Frieder, pack mit an!«

Frieder brauchte einen Augenblick, bis er die plumpe Gestalt des Pfarrers in der Dunkelheit ausmachen konnte. Pfarrer Ignatz hatte einen hölzernen Tisch an eine der Säulen des Langhauses geschoben und war hinaufgestiegen. Das Holz knarrte beängstigend, doch der Pfarrer reckte sich verbissen weiter nach oben. Endlich gelang es ihm, einen schmalen Sims in der Mitte der Säule zu erreichen, seine Finger schlossen sich um eine silberne Statue.

Da verstand Frieder, was Pfarrer Ignatz vorhatte: Er wollte den wertvollsten Besitz von Sankt Kathrinen in Sicherheit bringen. Seine Augen hatten sich inzwischen an das Dämmerdunkel gewöhnt, er sah, dass weitere Silberfiguren auf dem Boden abgestellt waren und daneben Tücher und zwei Säcke lagen.

Ohne eine Sekunde zu verlieren, fing Frieder an, die Statuen in Leintücher einzuschlagen und in die Säcke zu stecken.

Die Geschichte dieser Figuren war in den Annalen der Stadt festgeschrieben, ebenso im Kirchenbuch. Wie jeder Ratsherr hatte Frieder im Rahmen seiner Ernennung zahlreiche Begebenheiten der Oppenheimer Stadtgeschichte erfahren, darunter auch diese:

Oppenheim war im Laufe der Jahrhunderte mehrfach verpfändet worden, sodass sich die Bürger immer wieder auf neue Herren und neue Steuern einstellen muss-

ten. Besonders bedrückend war die Pfandschaft des Mainzer Erzbischofs Peter von Aspelt, die 1315 begann. Die Bauern und Handwerker mussten eine fast unerträgliche Steuerlast schultern, die wohlhabende jüdische Klientel wurde aus der Stadt vertrieben, strenge Gesetze und Verordnungen knebelten das öffentliche Leben. Als knapp 40 Jahre später Kaiser Karl IV. die Pfandschaft vom Erzbistum zurückkaufte, herrschte Jubelstimmung in der Stadt. Zu Ehren dieses Ereignisses stifteten die zwölf verbliebenen Patrizierfamilien zwölf silberne Apostelfiguren, jede Familie eine Figur. Die Statuen wurden vom Mainzer Silberschmied Gunder angefertigt, der Heiligen Katharina geweiht und an ihrem Namenstag, dem 25. November, in die Kirche verbracht. Seither hatten die zwölf Heiligenfiguren ihren Platz an den Säulen des Langhauses und bezeugten alle Geschehnisse, die in Oppenheim stattfanden.

Zwar wurde auch die Ausstattung der Kirche in den folgenden Jahrhunderten bei Auseinandersetzungen nicht geschont, sodass immer wieder Kerzenständer, Tabernakel und Standbilder verschwanden oder eingetauscht wurden. Doch die Silberfiguren schienen auf eine unerklärliche Art und Weise sakrosankt zu sein, niemand, so berichtete die Stadtchronik, hatte es gewagt, jemals Hand an sie zu legen. Pfarrer Ignatz schien allerdings zu ahnen, dass diese Unberührbarkeit mit dem Einfall der Schweden ihr Ende finden würde, und Frieder musste ihm im Stillen beipflichten.

Er wog eine der Figuren in der Hand. Sie waren nicht sehr groß, vielleicht eine Elle hoch, doch das massive Silber machte sie schwer. Noch niemals hatte er die Gelegenheit gehabt, die Figuren aus nächster Nähe zu betrachten. Die Lanze und das Winkelmaß verrieten ihm, dass er den Hei-

ligen Thomas vor sich hatte. Die Züge des Heiligen waren nur stilisiert dargestellt, ebenso seine Hände und die Falten des Gewandes. Doch gerade diese einfache Darstellung gab den Figuren eine archaische Ausdruckskraft, die ihn tief beeindruckte.

»Frieder! Beeil dich und trödel nicht herum!«

Pfarrer Ignatz kletterte von seinem Tisch herunter und hielt die zehnte Figur in seinen Händen. Unbeholfen drückte er Johannes dem Täufer einen Kuss auf das silberne Antlitz und stellte ihn auf den Boden.

»Was habt Ihr vor, Hochwürden? Es gibt bald schon keinen sicheren Platz mehr hier in der Stadt!«

Der dicke Pfarrer antwortete nicht und schob den Holztisch an die nächste Säule. Während Frieder die Silberfiguren sorgfältig einhüllte, schallten von draußen die Geräusche des Krieges herein. Sie wurden durch den hohen Kirchenraum verzerrt und klangen wie ein Widerhall der Hölle: Menschen schrien um ihr Leben, Schüsse knallten, das Prasseln von brennendem Holz war allgegenwärtig. Frieder spürte, wie ein kalter Angstknoten in seinem Bauch heranwuchs. Er war froh, sich hier im Inneren der Kirche beschäftigen zu können, anstatt draußen dem Wüten der Schweden zusehen zu müssen. Als er die letzte Figur, den Heiligen Andreas, in einen der Säcke packte, wandte er sich erneut an den Pfarrer.

»Nun sagt mir endlich, was Ihr vorhabt mit den Figuren, Hochwürden. Ich bin Stadtrat, ich muss es wissen!«

Pfarrer Ignatz schwieg noch immer beharrlich. Bevor Frieder ein weiteres Mal nachfragen konnte, schwollen die Kampfgeräusche an – jemand hatte die Kirchenpforte geöffnet! Mit schreckgeweiteten Augen fuhr Frieder herum. Doch es waren keine fremden Soldaten, sondern ein ein-

zelter Mann mit den breiten Schultern eines Handwerkers. Unterwürfig nickte er Frieder und dem Pfarrer zu.

Frieder starrte zwischen den beiden hin und her.

»Hochwürden, was will denn der Waller-Bub hier?«

Der Waller-Bub war der Sohn vom Steinmetz Anton Waller. Meister Anton hatte eine sichere Hand am Meißel, aus seiner Werkstatt waren viele der Türstürze und Kantsteine in Sankt Kathrinen gekommen. Obwohl Otto inzwischen fast 20 war und längst eine eigene Familie hatte, nannte man ihn in der Stadt immer noch den Waller-Buben.

Pastor Ignatz hob die Hand.

»Frieder, uns allen ist klar gewesen, dass irgendwann das Unheil über unsere Gemeinde hereinbrechen würde. Deshalb habe ich vor einiger Zeit schon Vorbereitungen für diesen Tag getroffen. Der Waller-Bub, vergelts Gott«, er nickte dem Mann zu, »hat mir dabei geholfen.«

Der Steinmetz war unruhig, seine Augen zuckten immer wieder zur Kirchentür. Frieder konnte sich vorstellen, dass er gerne bei seiner Familie wäre, um sie zu schützen. Doch eine Weisung aus dem Mund des Pfarrers war etwas, gegen das nicht widersprochen wurde.

Frieder beugte sich nach vorne, seine Stimme wurde eindringlich.

»Sagt mir, was Ihr vorbereitet habt, Hochwürden. Wobei hat Euch der Waller-Bub geholfen? Es ist besser, wenn Ihr Euren Plan mit mir teilt. Gott alleine weiß, wer von uns allen diese schreckliche Stunde überleben wird.«

Der Pfarrer schaute ihn unbewegt an, dann passierte etwas in seinem Gesicht, das Frieder zunächst nicht einordnen konnte. Schließlich wusste er, was seltsam war: Er hatte den Pfarrer in all den Jahren noch niemals lächeln sehen.

Nach einer Sekunde wandte Pfarrer Ignatz sich ab und gab dem Waller-Buben einen Wink. Dieser trug zwar schon eine lederne Tasche, in der seine Werkzeuge klimperten. Trotzdem schwang er einen der beiden Säcke so leicht auf seine Schultern, als wären Federn darin. Der Pfarrer musste sich mehr anstrengen, er konnte den zweiten Sack kaum anheben und brauchte Hilfe von Frieder. Als er die Heiligenfiguren schließlich auf dem Rücken trug, stand er gebeugt wie ein alter Mann.

Ein letztes Mal versuchte Frieder, zu dem Pfarrer durchzudringen.

»Wohin bringt Ihr die Figuren? In Gottes Namen, sagt es mir!«

Doch Pastor Ignatz murmelte nur einen halblauten Satz und schlug das Kreuzzeichen. Dann verschwanden die beiden Männer mit ihren Säcken im Dämmerdunkel, ihr Ziel war der kleine Ausgang hinter der Sakristei. Frieder sah ihnen nach und spürte, wie der Angstknoten im Bauch übermächtig wurde. Als eine Minute später die Kirchenpforte aufknallte und Männer mit dunkelblauen Waffenröcken und wilden Augen hereinquollen, schien der letzte Satz des Pfarrers noch immer im kalten Kirchenschiff zu schweben:

»Wer das Geheimnis nicht kennt, findet diese Figuren niemals, nicht in 1000 Jahren.«

Illingen bei Karlsruhe, 25. Februar 1939

Ludwig Menger, der von seinen Freunden nur Louis gerufen wurde, reckte den Kopf, um besser sehen zu können. Mit seinen knapp 1,20 Metern war er einer der Kleinsten in der Illinger Hitlerjugend. Adam, der neben ihm stand und ihn eh nicht mochte, stellte sich absichtlich schräg, sodass Louis noch weniger sah.

»He!«, protestierte er leise, doch ein scharfer Blick von Herrn Kuppetz, dem Bannführer, ließ ihn verstummen. Nicht, dass Louis' leiser Ausruf überhaupt aufgefallen wäre bei dem allgemeinen Lärmpegel, aber Disziplin und Gehorsam waren für Herrn Kuppetz unverrückbare Tugenden, also hatten die Jungs strammzustehen und still zu sein, Punktum.

Louis drückte den Rücken durch und richtete die Augen gehorsam nach vorne. Nun blickte er auf den breiten Strom des Rheins und das weit entfernte gegenüberliegende Ufer. Doch das eigentliche Geschehen fand rechts von ihm statt, sodass er sich auf seine Ohren verlassen musste.

Stimmen und Gelächter summten wie ein Bienenschwarm, ganz Illingen schien auf den Beinen zu sein. Dazu kamen zahlreiche Fremde, die extra für den heutigen Tag angereist waren. Eine Blaskapelle trötete tapfer gegen die Menschen an, doch ihre Märsche gingen im Stimmengewirr unter. Louis wusste, dass die Kapelle auf einem wimpelgeschmückten Podest stand und dass daneben Bänke für die Ehrengäste aufgestellt waren, denn vorhin war die HJ dort zum Empfang der Gäste angetreten. Unter den großen Augen der Jungen waren vier Mercedes-Limousinen herangefahren und hatten eine Handvoll Männer zum Hafengelände gebracht. Die Männer trugen allesamt braune Par-

teuniformen, doch nicht die einfachen, die Louis aus dem Alltag kannte. Oh nein, die Schultern der Fremden waren mit allerlei bunten Abzeichen geschmückt. Besonders einer, ein Dicker mit schwarzen Haaren, hatte die komplette Brust mit Orden behängt, sie klimperten, wenn er sich bewegte. Einzig ein älterer Herr mit beinahe kahlem Kopf trug Zivilkleidung, doch auch er war mit Anzug und Fliege prächtig herausgeputzt. Die Jungs der HJ hatten zur Begrüßung ein Lied gesungen, ›Wir Hüter der heiligen Flamme‹, dazu hatte der Bund Deutscher Mädels Fahnen geschwenkt. Die Mädchen sahen in Louis' Augen albern aus mit ihren weißen Blusen, den schwarzen Halstüchern und den geflochtenen Kränzen im Haar. Doch den Gästen schien die Aufmachung zu gefallen, der Mann mit dem dicken Bauch beugte sich sogar nach vorne und tätschelte einem der Mädchen die Wange.

Danach hatte die Blaskapelle gespielt, dem Dirigenten war vor lauter zackigen Bewegungen fast die Mütze vom Kopf gefallen. Alle, die Musiker, die Zuschauer und auch die Ehrengäste, froren, denn die Februarsonne war noch nicht sehr stark, dazu blies ein kalter Wind von Westen her über den Fluss.

Louis spitzte weiterhin die Ohren. Nun veränderten sich die Geräusche, die Kapelle verstummte, Stimmen wurden laut, es klang, als würden die Musiker die Bühne verlassen. Ein blechernes Kratzen ertönte. Aha, das silberne Mikrofon wurde wohl bereit gemacht, das Louis vorhin schon aufgefallen war.

Endlich hatte Herr Kuppetz ein Einsehen und gab den Jungs ein Zeichen. Eilig drehte sich die komplette Reihe um 90 Grad nach rechts, wobei jeder seinen Nachbarn taxierte und bemüht war, eine gerade Linie beizubehalten.

Louis sah, dass er sich nicht getäuscht hatte. Die Bühne war leer bis auf das Mikrofon, die Wimpel flatterten im Wind, im Hintergrund wehten mehrere Hakenkreuzfahnen. Links erstreckte sich der Fluss, die Menschenmenge hatte sich vor der Bühne gruppiert. Die Ehrengäste saßen auf den Bänken, eben erhob sich der Dicke und trat auf die Bühne. Applaus plätscherte.

Louis warf einen Blick auf Herrn Kuppetz, der vom Bühnengeschehen abgelenkt war, und wagte eine Frage an den Nachbarn zu seiner Linken, Peter Lützeler. Peter wusste über politische Sachen gut Bescheid, weil sein Vater eine hohe Funktion in der Partei hatte und manchmal sogar nach Berlin reiste. Peter protzte gerne damit, dass sein Vater dem Führer höchstpersönlich schon einmal die Hand geschüttelt hatte.

»Peter, was sind das für Leute? Wer ist der dicke Mann?«, flüsterte er. Ebenso leise zischte Peter zurück:

»Hohe Herren vom Reichsministerium für Wirtschaft. Und Hermann Göring, unser Reichsfeldmarschall.«

Der Reichsfeldmarschall! Nun wusste Louis wenigstens, warum der Mann so viele Orden an der Brust baumeln hatte. Aber warum die Fremden hier waren, das wusste er noch immer nicht. Denn Herr Kuppetz hatte sich wie üblich in Schweigen gehüllt und vor einigen Tagen lediglich angekündigt, dass ein ›Ereignis von nationaler Tragweite‹ stattfinden würde und sie alle ›Zeuge einer weiteren Großtat des nationalsozialistischen Regimes unter der Leitung unseres hoch verehrten Führers‹ sein würden. Herr Kuppetz benutzte stets solch gespreizte Formulierungen, wenn es um politische Belange ging, und seine Augen leuchteten dabei. Louis waren solche Sachen egal, das war Erwachsenenkram. Es war ganz lustig, mit der HJ Ausflüge zu machen, Lie-

der einzustudieren und Geländeübungen abzuhalten, aber das war's dann auch.

Doch nun war er gespannt, was es mit dieser Feierstunde auf sich hatte, und vor allem interessierte ihn das riesige Schiffsmonster, das wie ein schlafender Wal an der Hafemole lag. Dieses Schiff war von Anfang an im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gewesen. Louis, der sich wie die meisten Jungen seines Alters brennend für Maschinen aller Art interessierte, nahm es genauer in Augenschein.

Das Schiff war bestimmt 50 Meter lang und 25 Meter breit, sein Rumpf war flach und ragte kaum über die Wasserlinie. Es sah ganz anders aus als die Kähne, die sonst in Illingen anlegten, um Kies oder Steine zu laden, denn es hatte kein Steuerhaus und auch keine Ladefläche. Stattdessen erhoben sich merkwürdige Aufbauten in der Mitte, ein Förderband führte vom Rumpf bis zum höchsten Punkt. Weiter hinten war eine Art Würfel mit schmalen Fenstern angebracht, darüber reckten sich Kräne und Verstrebungen in die Höhe. Solche Kräne fanden sich auch am Bug, während an den Seiten breite Schütten montiert waren. Insgesamt sah das Schiff plump und schwerfällig aus, ein Eindruck, der durch seine schiere Größe verstärkt wurde. Es war ebenso wie die Bühne mit Wimpeln geschmückt, die bunten Fähnchen sahen an dem Koloss allerdings seltsam unpassend aus.

Louis wurde abgelenkt, als das Mikrofon schepperte. Der Dicke hatte die Bühne erklommen und zupfte an seiner Uniform, um sie über dem Bauch glatt zu bekommen. Die runden Lautsprecher, die neben der Bühne angebracht waren, ließen seine Stimme blechern klingen, doch immerhin, man verstand, was er sagte.

»Deutsches Volk, Nationalsozialisten, Nationalsozialistinnen, Volksgenossen! Ich grüße Sie zu dieser besonderen

Stunde hier in Illingen, an den Ufern des größten Stromes, der unser geliebtes Heimatland durchfließt. Das Großdeutsche Reich hat einen weiteren Grund, sein Haupt voller Stolz zu erheben. Das, was wir heute beginnen, wird bald schon eine der Säulen sein, die unser Reich stark machen, unabhängig und frei. Denn Vater Rhein trägt eine Fracht mit sich, die wir von heute an nutzen werden, nutzen zum Wohl von Volk und Vaterland.«

Louis ließ seine Gedanken abschweifen. Die Rede kam ihm ziemlich geschwollen vor, der dicke Mann verwendete dieselben Worte wie Herr Kuppetz, wenn dieser über das Reich und den Führer sprach. Er betrachtete den Redner genauer, dessen breiter Hals in ein feistes Gesicht überging. Irgendwie fühlte Louis sich an ein Schwein erinnert, doch ihm war klar, dass er diesen Vergleich unbedingt für sich behalten musste, wenn er nicht den Zorn von Herrn Kuppetz auf sich ziehen wollte.

Er konzentrierte sich wieder auf die Rede, als der Mann mit großer Geste auf das geheimnisvolle Schiff deutete.

»Von deutscher Ingenieurskunst ersonnen, aus deutschem Stahl geschmiedet, von deutschen Arbeitern gebaut liegt diese großartige Maschine bereit, dem Schicksalsstrom sein wertvollstes Gut zu entreißen. Von heute an wird sich dieses Baggerschiff, das größte, das je von Menschenhand erbaut wurde, Tag für Tag durch den Rheinkies wühlen und das zutage bringen, was der Fluss auf seinem weiten Weg aufgesammelt hat: sein Gold.«

Ein Murmeln ging durch die Menge. Auch Louis verstand nun endlich, welchen Zweck das Schiff hatte: Es war ein schwimmender Bagger, der Schwemmgold aus dem Rhein holen sollte! Dass es Gold im Fluss gab, wusste Louis schon lange. Denn an den Sandbänken und den flachen

Stellen bauten Männer aus der Umgebung immer wieder Bretterkonstruktionen, die an Rutschen erinnerten, und wuschen darauf den Flusskies. Zwar fanden sie darin bestenfalls ein wenig Goldsand. Doch Louis war klar, dass ein so großer Bagger riesige Goldmengen aus dem Rhein herausholen konnte. Er war fasziniert.

Der Dicke erhob seine Stimme, um gegen das Murmeln der Menge anzukommen.

»Und deshalb soll dieses Schiff einen Namen tragen, der seine Bestimmung in sich trägt. Im Namen des Großdeutschen Reiches und im Namen unseres geliebten Führers taufe ich dieses Schiff auf den Namen ›Rheingold!‹«

Zwei Männer auf dem Schiff lupften ein Tuch, das den Namen am Bug verdeckte, darunter erschien in großen weißen Lettern das Wort ›RHEINGOLD‹. Gleichzeitig quoll Rauch aus zwei Schornsteinen, Motorenlärm wurde laut, das Laufband fing an zu scheppern. Nach einigen Sekunden klatschten mächtige Kieshaufen darauf, die offensichtlich von einem unsichtbaren Schaufelrad unterhalb des Schiffes gefördert wurden. Während der nasse Kies auf dem Band nach oben rasselte und in hohem Bogen in ein Auffangsieb geschleudert wurde, schmetterte die Kapelle den Badenweiler Marsch. Die Menge brach in Jubel aus, viele zeigten den Hitlergruß. Auf einen Wink von Herrn Kuppetz rissen auch die Jungs der HJ den rechten Arm nach oben und riefen mit ihren hellen Stimmen: »Heil Hitler! Heil Hitler! Heil dem Führer!«

Hermann Göring sah zufrieden zu, wie die Menschen die Arme reckten. Ihre Begeisterungsrufe waren Musik in seinen Ohren, doch hundertmal lieber hörte er das Grollen des Baggers hinter sich. Er grüßte die Menge mit einer gemes-

senen Bewegung und drehte sich um, damit er den Anblick des Schiffes in vollen Zügen genießen konnte.

Mehr als zwei Jahre hatte er für die Verwirklichung seines Traumes kämpfen müssen, dann endlich hatte Hitler das Projekt gutgeheißen und dem Reichswirtschaftsministerium 1936 die entsprechenden Gelder zur Verfügung gestellt. Sofort ließ Göring im Bereich des Oberrheins Bohrungen und Waschversuche durchführen. Nachdem einzelne Bohrungen erfolgreich waren, wurden die längst schon existierenden Pläne des Riesenbaggers von der Schiffs- und Maschinenbau-AG in Mannheim umgesetzt. Der Führer, der ein Faible für Projekte mit riesigen Dimensionen hatte, besuchte die Fabrik und überzeugte sich höchstpersönlich vom Fortschritt der Arbeiten. Am 23. November 1938 lief die ›Rheingold‹ vom Stapel, erste Versuche verliefen äußerst vielversprechend: Der gewaltige Schwimmbagger riss pro Stunde sagenhafte 120 Kubikmeter Kies aus dem Flussboden, ein noch nie da gewesenes Fördervolumen. Die kalten und schneereichen Wintermonate sorgten für eine unfreiwillige Unterbrechung, doch Ende Januar 1939 konnte das Schiff endlich rheinaufwärts nach Illingen geschleppt werden. Die Probebohrungen waren hier, rund 15 Kilometer südwestlich von Karlsruhe, besonders erfolgreich verlaufen, und heute sollte endlich der reguläre Baggerbetrieb aufgenommen werden. Geplant war, von Illingen aus einen mehr als 1000 Meter langen Stichkanal zu graben. Göring atmete tief durch. Das heiß ersehnte ›Projekt Gold‹ lief an – und mit ihm ein weiteres streng geheimes Vorhaben.

Er war so in den Anblick der rasselnden Maschine vertieft, dass er erschrak, als jemand neben ihn trat. Der Herr mit Anzug und Fliege war auf die Bühne gestiegen und beobachtete genau wie er den Bagger. Obwohl Göring

nicht besonders groß war, reichte ihm der Mann kaum bis zum Kinn. Die schmalen Wangen, die hohe Stirn und die schwächliche Figur ließen ihn geradezu winzig neben dem grobschlächtigen Reichsfeldmarschall aussehen. Eine volle Minute standen die beiden schweigend nebeneinander, dann ergriff Göring das Wort, ohne den anderen Mann anzusehen. Er musste laut sprechen, um gegen das Dröhnen der Baggermotoren und das Scheppern des Förderbandes anzukommen.

»Und hätten Sie diesen Anblick jemals für möglich gehalten?«

Mit einem feinen Lächeln schüttelte der Mann den Kopf. Er nahm seine Brille ab und putzte sie mit einem Tuch, bevor er antwortete.

»Nein, Herr Reichsfeldmarschall. Ich hätte nicht gedacht, dass Sie das ›Projekt Gold‹ trotz aller Widerstände möglich machen würden. Sie sehen mich beeindruckt.«

Göring nickte langsam. Dann endlich riss er sich vom Anblick des Baggers los und schaute den Mann an. Seine Stimme wurde so leise, dass die Worte fast nicht zu verstehen waren.

»Nun, Herr Professor, ich habe meinen Teil der Abmachung eingehalten. Jetzt sind Sie an der Reihe.«

Eigenverantwortliches Arbeiten lernen Schwer erziehbare Jugendliche im ›Oppenheimer Sommercamp‹

Das ›Oppenheimer Sommercamp‹ findet dieses Jahr zum vierten Mal in Folge statt. Die zweiwöchige Veranstaltung ist ein Angebot der Stadtjugendpflege, um schwer erziehbare Jugendliche in einem gut strukturierten Projekt an eigenverantwortliches Arbeiten zu gewöhnen. Martin Möringer, Jugendpfleger der Stadt Oppenheim, steht dem Camp seit der Gründung als Leiter vor.

»Wir sind sehr dankbar, dass wir einige Oppenheimer Unternehmen als Sponsoren gewinnen konnten, denn alleine durch städtische Zuschüsse wäre das Som-

mercamp nicht finanzierbar«, erläutert der 34-jährige Sozialpädagoge.

Die Teilnehmerzahl des Sommercamps liegt bei maximal 20 Personen, die zwischen 14 und 18 Jahren alt sind. Die Jugendlichen beschäftigen sich in den Sommerferien zwei Wochen lang mit einem gemeinnützigen Projekt, das vom Gemeindevorstand ausgewählt wird. Dabei liegt nicht nur die praktische Durchführung in ihren Händen, sondern auch die Planung, die Organisation und die Kommunikation mit den entsprechenden städtischen Ämtern. Martin Möringer versteht sich

dabei weniger als Vorgesetzter, sondern eher als Coach.

»Ich komme immer dann ins Spiel, wenn etwas nicht läuft oder die Jugendlichen nicht mehr weiterwissen. Das ist zum Glück selten der Fall, denn generell gilt: Wenn man den jungen Leuten etwas zutraut und ihnen eine sinnvolle Aufgabe gibt, werden sie in hohem Maße selbstständig und verantwor-

tungsbewusst. Die Erfahrungen, die sie hier sammeln, helfen ihnen, ihre Stärken auszubauen und an ihren Schwächen zu arbeiten.«

Das Oppenheimer Sommercamp findet dieses Jahr vom 12.7. bis zum 26.7. statt. Das Projekt, das die Jugendlichen gemeinsam durchführen werden, ist die Pflege und Instandhaltung

einer stadteigenen Rebfläche auf dem Zuckerberg unterhalb der Burg Landskron.



Die »Oppenheimer Rose«

ERSTER TEIL

Montag, 15. Juli 2013

Der Bildschirm zeigte zunächst nur verschwommene gelbe Umrisse. Dort, wo das Licht der Schlauchkamera hinfiel, waren helle Kleckse zu sehen, überbelichtete Flächen mit streng abgezielten Rändern. Erst nach einigen Sekunden wurde das Bild dunkler, es zeigte sandfarbene Steine und Schuttanhäufungen, aus denen Gegenstände herausragten. Die Weitwinkeloptik der Mini-Kamera ließ das Bild aufgebläht aussehen, die Ränder verschwammen in der Unschärfe.

Vier Köpfe waren über den LCD-Bildschirm gebeugt, ihre leisen Stimmen kommentierten die Szenen. Zwei andere Personen standen an einer raumhohen Ziegelmauer und hantierten mit einem biegsamen Schlauch, aus dem Kabel ragten. Der Schlauch verschwand durch ein Loch in der Ziegelwand, an seinem anderen Ende waren die Mini-Kamera und eine Lampe angebracht. Die beiden Männer versuchten, durch ruckartige Bewegungen dem Schlauch eine neue Richtung zu geben und die Kamera dadurch zu steuern.

Das gesamte Grüppchen wiederum wurde von fünf weiteren Menschen beobachtet, die seitlich standen. Einer trug eine TV-Kamera auf der Schulter, die das Geschehen im Fokus hielt, ein anderer reckte eine Mikrofonangel in die Höhe.

Die Tatsache, dass das gesamte Prozedere in einem niedrigen Gewölbe stattfand, das kaum genug Platz für die vielen Menschen bot, machte die Situation beklemmend. Dazu

kam, dass drei Scheinwerfer glühten und die Luft vor Hitze flimmern ließen.

Tinne stand bei dem Team mit der Kamera. Sie schwitzte, hielt ein halbes Dutzend Kabel in den Händen und ärgerte sich maßlos. Dafür, dass sie in diesem stickigen Loch den Kabelträger spielen durfte, hatte sie ihr erstes eigenes Universitätsprojekt auf Eis gelegt!

Dabei hatte alles vielversprechend angefangen. Vor einer Woche hatte ihr Chef, Professor Raffael, angerufen und sie eindringlich gebeten, die wissenschaftliche Beratung bei einer ZDF-Dokumentation zu übernehmen. Tinne hatte sich zunächst gebauchpinselt gefühlt – schließlich wurde man als kleine Lehrbeauftragte des Historischen Seminars nicht jeden Tag zu einer Fernsehproduktion hinzugezogen. Dass sie dafür ihr eigenes Projekt, die Analyse rheinhessischer Brunnen, unterbrechen musste, schien ein geringer Preis zu sein.

Allerdings stellte sich bald schon heraus, dass Tinne durchaus nicht die erste Wahl bei der ZDF-Produktion war. Die kompletten Vorarbeiten hatte Professor Krüger vom Institut für Mittlere Geschichte erledigt, und er hätte eigentlich auch bei den Dreharbeiten dabei sein sollen. Eine Reihe schmerzhafter Nierenkoliken zwang ihn dann aber aufs Krankenlager, sodass händeringend Ersatz gesucht wurde. Der zuständige Redakteur erinnerte sich an eine Mainzer Historikerin namens Ernestine Nachtigall, die im letzten Jahr bei einer außergewöhnlichen Entdeckung dabei gewesen war und eine Handvoll Interviews im Fernsehen gegeben hatte. Also ein Gesicht, das die Zuschauer kannten – prima! Nach einigen Telefonaten war die Sache geregelt und Tinne als wissenschaftliche Beraterin unter Vertrag.